

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 205 (1932)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute.

Ins hintere Lauterbrunnental.

Bis vor wenigen Jahrzehnten staute sich in Lauterbrunnen der Strom der Besucher, der Staubbach und die Trümmelbachfälle bildeten das Ziel, Mürren und Wengen teilten sich in die Fremden, die sich den Bergbahnen in eiliger Bequemlichkeit anvertrauten, um das Oberland kennen zu lernen. Nur wenige wagten sich weiter hinein in das langgestreckte Tal, das, von gewaltigen Gletschern und Firnen eingeschlossen, nur die Bezwingen der höchsten Eisgipfel lockte. Damals fing auch schon bald nach Lauterbrunnen die Wildnis an, vor der man noch scheu zurückschreckte, in der man Gefahren und Mühseligkeiten erwartete. Die heutige Zeit hat eine andere Einstellung gefunden zum Hochgebirge, die gefahr-vollen Wanderungen sind zu Spaziergängen geworden, die Alphütten, in denen man primitivste Unterkunft fand, zu behaglichen Kurhäusern, in denen man genüßreiche Ferienwochen verbringt. Aber immer noch wird die Natur stiller und zeigt sich in ihrer erhabenen Einsamkeit, wenn man noch fast ebenen Weges der Lüttschine weiterfolgt ihrem Ursprung entgegen. Gewaltig erhebt sich zur Linken der Schwarz Mönch als riesiger Unterbau des Jungfraumassives, zur Rechten öffnet sich das Seftental, aus dem die Seftinenlüttschine in schäumenden Fällen herunterstößt. Wo sie in die Lüttschine einmündet, bei Stachelberg, zweigt der Weg ab, dem Bach entlang hinauf zur Boganggenalp und über die Seftinenfurgge zwischen Hundshorn und Bütlaffen hinüber ins Aiental, heute eine vielbegangene und lohnende Pafswanderung. Bei Sihellauen beginnt die Steigung auf die obere Talstufe, das Tal biegt um nach Westen und gibt im Hintergrund den Blick frei auf den Tschingelgletscher, der zwischen Breithorn und Spaltenhorn herunterfließt. Man ist in eine andere, neue Welt versetzt, die man am umfassendsten auf dem Steinberg genießt. Das imposante, aus wilden Felsen und verschrundeten Gletschern aufgebaute Amphitheater, das sich von der Jungfrau über Ebnefluh, Großhorn und Breithorn bis zum Tschingelhorn erstreckt und in das wir heute so selbst-

verständlich eintreten, war früher ein Ort der Schrecknis und gespenstiger Sagen, nur einsamen Sennen und kühnen Gensjägern bekannt, von denen geheimnisvolle Kunde ins Tal herniederdrang.

Während das Grindelwaldtal mit seinen Gletschern schon frühzeitig die Reisenden anzog, die aus Neugierde oder Wissensdurst das Hochgebirge aufsuchten, wagte sich niemand in die Schrecknisse des hinteren Lauterbrunnentales. Die ersten Namen aus jenem Gebiet finden wir bei Valentin Rebmann oder Ampelander, der in seinem ungeheuerlichen Gedicht vom Riesen und Stockhorn 1605 die „Seftina, Büsen, Stenberg, Breitlawinen, auch Stufenstein, Alp-wengeren“ erwähnt. Es ging aber noch hundert Jahre, bis der erste Pionier als Augenzeuge greifbare Nachricht aus diesem Tale brachte, Doktor Wolfgang Christen, ein kluger und unternehmender Berner Arzt, den im Anfang des 18. Jahrhunderts die Neugierde bis auf die Höhe des Tschingelgletschers führte. Mit Grausen sah er hinüber in das unheimliche Rotental, das nur nach dieser Seite sich öffnet, um die Geister ins Tal hinunter zu senden, die dort oben ins Gletschereis verbannt sind. „Man sehe nämlich daselbst von Zeit zu Zeit Gespenster und höre bald die Trommel schlagen, bald die unseligen Geister auf eine entsetzliche Weise heulen. Ich hatte aber keine Lust, in das Fegfeuer zu gehen und hatte also auch den Vorwitz nicht, den ungeheuren Höllenweg unter die Füße zu nehmen, der bis dahin führet, blos um zu sehen, ob dieser Aberglaube einigen Grund habe?“ Dort oben, so erzählt die Sage, soll einst ein prächtiges Alptal gewesen sein, in dem die Herren vom Rotental herrschten, die ihre Macht mißbrauchten und die Talbewohner unterdrückten. Als einer der Herren ein Mädchen bedrängte, erschien ein schwarzer Bock, der den Ritter in den Abgrund hinunterwarf; die Berge stürzten herab, und Eis und Schnee bedeckte die blumigen Wiesen. Die schlimmen Herren wurden im Gletschereis eingeschlossen, und wenn ihre armen Seelen ins Unterland hinausreiten wie die wilde Jagd, so

künden sie schlecht Wetter. Jeremias Gotthelf hat in den „Rotentaler Herren“ diesen Sagenstoff zu einer prachtvollen Erzählung verarbeitet, die noch im Gotthelfarchiv der Veröffentlichung harret.

Das Tal, in dem man heute zur Rottalhütte emporsteigt, behielt seinen schreckhaften Eindruck noch lange. Noch Gottlieb Sigmund Gruner faßt diesen bei seiner Reise ins hintere Lauterbrunnental 1761 in die Worte: „Das Rothethal soll in der Tat eine der fürchterlichsten und wildesten Gegenden unseres Erdteils sein, da heut zu Tage weder Menschen noch Vieh hinkommen können; da steile und fürchterliche Felsbänke, ungeheure Gletscher und Eisschründe, hoch und tief übereinander ragen; da ein unerträglicher Luft, und in den Tiefen eine scheußliche Finsternis herrschen; da die von den Felsen hinunter triefenden Wasser ein fürchterliches Gemurmeln verursachen; welches, mit dem Geheul unzähliger großer Raubvögel vermischt und verstärkt, Schrecken und Grauen einflößt.“

Wolfgang Christen fand aber dort hinten im Lauterbrunnental nicht nur die Spuren von alten Sagen, sondern auch die Überreste vom früheren Bergbau nach Bleierz, das hier an verschiedenen Stellen zutage tritt. Bis ins 17. Jahrhundert zurück lassen sich Versuche zur Ausbeutung dieser Erzgänge verfolgen am Fuß des Breithorns auf Hohenalp und am Hauri im Steinberg, sie scheiterten immer wieder an der Unzugänglichkeit der Orte und der Schwierigkeit des Abtransportes. Der unternehmungslustige Arzt versprach sich und andern goldene Berge von diesem Bergbau. Auf sein Betreiben wurde 1743 von einer Gesellschaft und mit staatlicher Subvention die Arbeit wieder aufgenommen, die verfügbaren Gelder aber hauptsächlich auf kostspielige Tagbauten unten in Trachsellauenen verwendet, von denen heute noch zerfallene Überreste von der einstigen Tätigkeit zeugen. Als die eigentliche Bergwerksarbeit in Angriff genommen werden sollte, waren die verfügbaren Mittel aufgebraucht, und die mit hochgespannten Erwartungen begonnene Unternehmung fand bald ihr vorzeitiges Ende. Schon 1751 sagt Johann Georg Altmann in seiner Beschreibung der helvetischen Eisbergen: „eine sehr ansehnliche Gesellschaft hatte sich vor etwelchen Jahren vorgenommen, solches zu bauen,

allein es geschah ohne glücklichen Fortgang; man hatte wirklich viel hundert Centner von den zierlichen Stauferzen zusammen gebracht, man hat schöne Hüttenwerk erbauet, und da es an das Schmelzen kommen, so ginge es, ohngeachtet allerhand gemachten Zuschlügen, alles in den Rauch oder in die Schlacken, und da hatte es wegen den unerfahrenen Schmelzern bald ein End.“ Als Wytttenbach 1771 und Goethe auf seinen Spuren 1779 bis zum Tschingelgletscher vordrangen, fanden sie nur noch die Ruinen der vor dreißig Jahren aufgeführten Gebäude in Trachsellauenen.

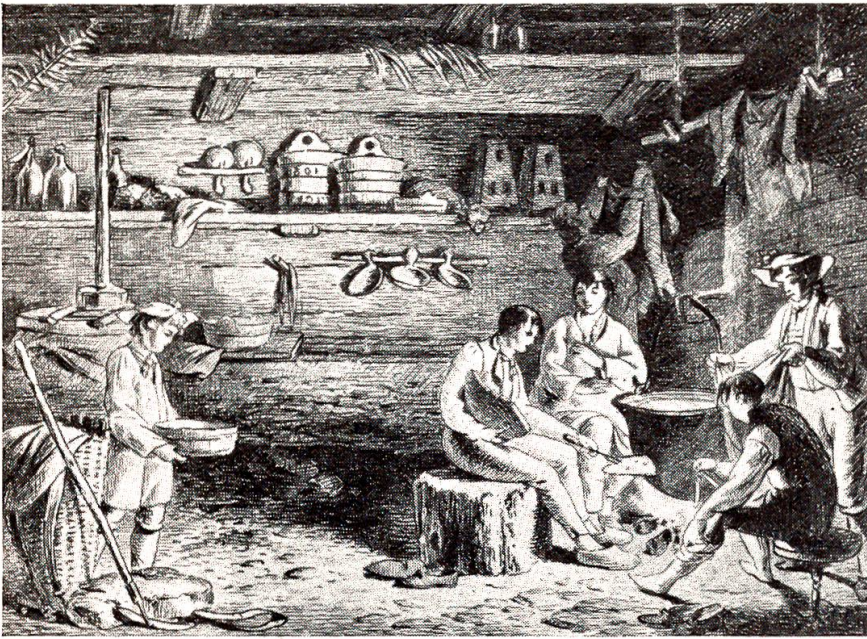
Im Jahre 1782 aber wurden die Bergwerke neu in Angriff genommen. Joh. Caspar Duggeler aus Schaffhausen wußte der bernischen Regierung die Erlaubnis zur Gründung einer Aktiengesellschaft anzupreisen und fand auch die nötigen Geldgeber zu einer Gesellschaft von 119 Aktien oder, wie man damals sagte, Ruxen zu 3 Kronen. Mit diesen Geldmitteln eröffnete er am Hauriberg eine neue Grube, der er den vielversprechenden Namen „Gnadensonne“ gab, und im folgenden Jahr etwas höher am Berge eine weitere „Guter Hoffnung“ genannt. Hier wurde nun jahrelang ein ziemlich primitiver Raubbau getrieben und die Aktionäre vierteljährlich mit einem vielversprechenden Grubenbericht vertröstet. Als aber nach 10 Jahren immer nur Hoffnungen und kein Gewinn gemacht wurden, begannen die Aktionäre, die jedes Quartal drei Kronen zulegen mußten, ungeduldig zu werden, die Einzahlungen blieben aus, und das Komitee mußte zu einer durchgreifenden Neuordnung schreiten. Duggeler schied aus, an seiner Stelle übernahm Herr Schlatter aus Schaffhausen die Direktion unter der Oberleitung des nachmaligen Bergwerksdirektors Samuel Gruner. Man nahm einen neuen Anlauf. Schon 1785 war die Zahl der Aktien auf 256 vermehrt worden und der vierteljährliche Beitrag von drei auf vier Kronen erhöht worden; nun wurde 1792 beschlossen, einen zusammenfassenden Bericht über das ganze Unternehmen und einen Auszug aus allen bisherigen Grubenberichten zu drucken, die 1793 und 1794 erschienen mit einem detaillierten Plan des Bergwerks zur Gnadensonne. Zwanzig Jahre wurde noch ununterbrochen in den Gruben gearbeitet, aber trotz der verheißungs-



J. Long del.

F. Meyer sc.

SCHMADRIBACH



Alphütte.

vollen Berichte schwand die Hoffnung auf einen nennenswerten Ertrag zusehends, und als im Juli 1805 eine Expertenkommission das Bergwerk besuchte, lautete der Bericht niederschmetternd. „Wären, statt die reichern Erzpunkte in der Nähe der Gebirgsoberfläche abzubauen und daraufhin kostbare Taggebäude zur Zugutmachung des gewonnenen Erzes aufzurichten, nur zwei horizontale Versuchstollen in das Gebirge hineingetrieben worden, um damit die Beschaffenheit des Ganges zu untersuchen, so würde man mit einem sehr geringen Teil jener ungeheuren Summe, die hier verloren ging, die traurige Erfahrung über die höchst ungünstige innere Beschaffenheit dieses Ganges gemacht haben, welche nun das Endresultat dieses Bergbaues zu sein scheint.“ Damit fand im Jahre 1805 dieses für die Aktionäre schmerzliche, für uns heute aber sehr interessante Unternehmen eines bernischen Bergwerkes ihr Ende.

War der Versuch zur Einführung einer Montanindustrie in diesen Gegenden gescheitert, so fand sich der volkswirtschaftliche Ersatz in der Erschließung der landschaftlichen Schönheit für den Zustrom der Fremden. Schon 1756 finden wir den Dichter der Alpen am Fuß des Tschingelgletschers, wo er seiner Leidenschaft des Pflanzen-

sammelns nachgeht, und 1776 wagt sich der Pionier der Berner Alpen, der Berner Pfarrer Jacob Samuel Wytttenbach, mit dem Maler Wolf bis in die obersten Winkel dieses Talfessels, um die prächtigen Ansichten aus den Berner Alpen anzufertigen, die die unendliche Fülle der heute so begehrten Schweizeransichten eröffneten. Seine Beschreibung einer Reise, die er im Jahr 1776 durch einen Teil der bernischen Alpen gemacht hat und die mit einer Vorrede Hallers im folgenden Jahre als Begleittext zu den Kupfertafeln erschien, diente zwei Jahre später Goethe und nach ihm noch vielen Reisenden als willkommener Führer, bis dann die prächtigen Schilderungen Gottlieb Studers 1843 den Eroberern der Alpen das eigentliche Hochgebirge

erschlossen. Aber noch 1863 konnte der Berner Professor Carl Hebler seine Wanderung ins hintere Lauterbrunnental und auf den Tschingelgletscher als eigentliche Entdeckungsfahrt erleben und schildern.

Auch heute noch folgen die meisten Besucher, die nicht das Ammertental nur als Durchgang zu lockenden Hochtouren benutzen, den Spuren Goethes und wandern vom Steinberg hinüber zum eisumstarrten Oberhornsee und zum herrlichen Schmadribachfall, der von jeher das Entzücken der romantisch veranlagten Maler bildete, die ihn unzählige Male geschildert haben. Der Schmadribach ist auch unstreitig einer der schönsten Wasserfälle, wie er in einem Duzend silberner Strahlen über den abgerundeten Felsen niederschäumt. Zwischen Großhorn und Breithorn verseht die Sage einen wohl gangbaren Paß ins Wallis hinüber, der seither vergletschert worden sei. Wirklich scheint der Übergang bisweilen versucht worden zu sein, denn Professor Utmann weiß um 1750 von einem Thuner Hutmacher zu erzählen, der mit einer Burde Hüte ins Wallis wanderte, aber auf dem Gletscher in eine Spalte fiel; „nach dem Verlauf etwelcher Jahren erscheint er bei dem abgeschmolzenen Gletscher in Lauterbrunnen, aus welchem er nach etwelchen Jahren



Wengernalp.

hervor getrückt worden. Seit seinem Tode ware er in dem Eis begraben gewesen, deswegen sein Leib der Verwesung auch nicht unterworfen ware; seine Burde Hüte, die er mit sich getragen, hatte ihn auch nicht verlassen, man sahe alles beisammen, und also war das Gerücht, er wäre ermordet worden, nach vielen Jahren vor falsch befunden.“

Über die Wengernalp.

An wenig Orten tritt uns der Begriff von ehemals und heute so überzeugend ins Bewußtsein wie in Wengen, dem Kurort, der heute ein großartiges Schwimmbad für tausend Kurgäste eröffnet und vor achtzig Jahren noch keine Möglichkeit zur Unterkunft aufwies. Noch 1850 schrieb Peter Ober in seiner Beschreibung des

Oberlandes mit Bedauern, daß er vernommen habe, daß in Wengen eine Wirtschaft eröffnet worden sei, fügt aber in einer Fußnote mit Befriedigung bei, sie sei infolge des Wirtschaftsgesetzes wieder geschlossen worden. Heute ist das ganze Hochplateau, auf dem damals nur ein paar Sennhütten und Hirtenwohnungen standen, mit Kurhäusern, Grandhotels und Pensionen besät, und aus dem kleinen Dörflein, das im Jahr 1838 in 83 Häuschen 425 Bewohner umfaßte, ist einer der meistbesuchten und großartigsten Kurorte geworden mit Tausenden von ständigen Gästen und Zehntausenden von Durchreisenden.

Nicht als ob Wengen erst seither entdeckt worden wäre, schon die Augustinermönche von Interlaken nutzten die herrlichen Alpweiden

Wengens zu einträglicher Viehzucht aus, und die liebliche Bergterrasse galt immer als einer der schönsten Weideplätze des Oberlandes, aber Interesse daran hatten nur die jeweiligen Besitzer oder diejenigen, die ihnen diesen beneidenswerten Besitz streitig machten. Und so darf man doch den Prediger an der Heiliggeistkirche in Bern, Jakob Samuel Wyttenbach, der im Jahre 1771 mit seinem Freunde Karl Viktor von Bonstetten als erster die Fußtour von Lauterbrunnen nach Grindelwald über die Scheidegg unternahm und mit begeisterten Worten schilderte, als den eigentlichen Entdecker Wengens und der Wengernalp bezeichnen. Denn von da an galt die Wanderung über die Kleine Scheidegg als der bevorzugtekehr im Berner Oberland, als der Höhepunkt jeder Oberlandreise, der nur bei ungünstigem Wetter aus dem Programm gestrichen wurde.

„Raum hatten wir diese erwünschte Höhe erreicht, als die feinere Luft uns frisches Leben gab und eine angenehme Kühle unsere ermüdeten Glieder erfrischte. Da herrschte eine ernsthafte Stille, die den Beobachter sanft einwieget und zur Betrachtung der majestätischen Gegenstände, die allerorten ganz neu sind, tüchtig macht. Fern von dem Geräusche bewohnter Täler und dem unruhigen Getümmel beschäftigter Menschen sieht sich der Weise über niedrige Wolken erhoben, nahe an den starrenden Türmen von ewigem Eis und jenen erhabenen Schauergerüsten der allmächtigen Hand des Herrn der Welt.“

Diese begeisterten Worte, die Wyttenbach zum Geleit der ersten Sammlung von alpinen Beduten des Malers Wolf in die Welt hinaus schickte, lockten bald weitere Touristen an, der Fremdenstrom, der seit jener Zeit rasch answoll, ergoß sich über die schönste Alp des Oberlandes, nahm ihr aber noch nichts von ihrer erhabenen Unberührtheit. Noch im Anfang des neuen Jahrhunderts galt die Tour als eine anstrengende Strapaze, vor allem der steile Aufstieg nach Wengen, und ein wohlausgerüsteter Provianttsack galt als Voraussetzung. Bis in die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts galt vom Mittagsmahl auf der Wengernalp, was ein Wanderer im Jahre 1811 schrieb: „Etwas ermüdet langten wir zur Mittagstunde auf der Höhe der Wengernalp an, wo wir bei den gastfreien Bewohnern der Senn-

hütten Labung und Erquickung fanden. Vortreffliche Milch, Mäde und Ziger wurden uns vor den Hütten aufgetischt. Mit Brot, welches man bei den Alphirten selten findet, hatten wir uns in Lauterbrunnen versorgt. Ein breiter, flacher Stein, der, wer weiß wann? einst vom Haupte der Jungfrau herabgestürzt sein mochte, war unser Tisch und der mit den lieblichsten Pflanzen, des Viehes köstlicher Nahrung, bedeckte Boden unser Sitz. O wie wohl war uns bei diesem einfachen Mahle.“

So schildern sie uns auch alle die ungezählten Maler, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Erinnerungsbilder an die Jungfrau malten, so vor allem auch alle die englischen Stecher, für die der Boden geheiligt war, seitdem im Jahre 1816 Lord Byron dort oben geweiht hatte und dort die gewaltigen Natureindrücke empfangen hatte, die in seinem Manfred ihren dichterisch verklärten Niederschlag gefunden hatten.

Längst waren auf allen Höhen und Dörfern Gaststätten erbaut und eröffnet worden, auf dieser begangenen Pafwanderung war der Fremde immer noch auf die primitiven Sennhütten angewiesen, da der Einspruch der Wirte in Grindelwald und Lauterbrunnen die Eröffnung einer Wirtschaft dort oben verhinderte. Mehrmals hatten unternehmungslustige Männer aus der Gegend versucht, dem wachsenden Bedürfnis zu entsprechen, aber sowohl 1819 wie 1821 mußte die Ausführung unterbleiben, und noch 1836 wurde das Gesuch, in der dortigen Sennhütte eine Pintenschenke zu eröffnen, abgewiesen, obwohl das Bedürfnis darnach nicht abgeleugnet werden konnte. Das Berghäuschen „zur Gemse“, das Ende der dreißiger Jahre den Fremden dürftige Unterkunft bot, wollte nicht prosperieren, und erst als 1840 Christian Seiler das Häuschen kaufte und es bald darauf zum Hotel „Bellevue“ umbaute, begann auch für jene Gegend die moderne Fremdenindustrie. Die erste Zeit galt allerdings noch dem Existenzkampf, da auch auf der Wengernalp sich ein Berghotel, das Hôtel de la Jungfrau, aufgetan hatte. Dieses brannnte im Jahr 1865 ab, und statt des Holzbaues wurde ein steinernes Haus aufgeführt, das in den achtziger Jahren auch in den Besitz der Familie Seiler überging, die nun die beiden Berghotels in mustergültiger

Weise führte und den wachsenden Bedürfnissen entsprechend ausbaute.

Inzwischen war bereits im Jahr 1873 der Gedanke einer Wengernalpbahn aufgetaucht und eine Konzession für deren Bau erteilt worden, der aber der hohen Kosten wegen nicht ausgeführt werden konnte. Immerhin weckte sie das Gründerfieber in jenen Höhen, und 1880 wurde in Wengen die erste Pension „Wengen“ eröffnet, die dank der herrlichen Lage rasch Zuspruch fand und weiteren Hotelgründungen rief. Als dann in den neunziger Jahren die Wengernalpbahn verwirklicht wurde, folgte Haus um Haus. Einen Begriff von dem Spekulationsfieber, das in dem ehemaligen Bergdörfchen einsetzte, gibt in anschaulicher Weise der Roman „Flut“ von Jakob Widmer, der bei seinem Erscheinen großen Staub aufwarf.

Die neue Zeit hielt mit Riesenschritten Einzug, die bescheidenen Pensionen wurden zu Grand-hotels, die Bahnhofsbauten mußten vergrößert werden, das Tracé wurde zum Teil neu angelegt, um eine geringere und gleichmäßige Steigung zu erhalten, und endlich wurde 1909 die ganze Strecke elektrifiziert. Und wenn man glaubte, mit der Wengernalpbahn die Höchstleistung der Bergbahnen vollbracht zu haben, so täuschte man sich, der menschliche Geist machte bei der Entwicklung der Technik bei dieser Leistung nicht halt. Schon 1889 tauchte das Projekt einer Jungfraubahn auf, aber erst dem genialen Eisenbahnmagnaten Guyer-Zeller war die Erfüllung dieses Traumes beschieden. Mit zäher Beharrlichkeit machte er sich ans Werk, und bereits im September 1896 konnte das erste Teilstück bis zum Eigergletscher eröffnet werden. Rasch folgten die weiteren Strecken, und im Jahr 1912 erfolgte der Durchbruch des Tunnels auf Jungfraujoch, wo heute ein komfortables Berghotel steht und die Segelflugzeuge in den unendlichen Raum hinausstarten. Wirklichkeiten, von denen sich selbst die glühende Phantasie eines Lord Byron nichts träumen konnte, als er vor der kleinen Sennhütte der Wengernalp saß und zur Jungfrau emporstaunte.

Kurzer Prozeß.

„Wenn mein Mann mir etwas vorwirft, so werfe ich ihm etwas nach.“

Treue Freunde.

Schon 10 Uhr, und Hans Franz immer noch nicht zu Hause! Das Nachtesfen ist futsch. Emilie wird unruhig, beginnt das Allerschlimmste zu befürchten. Doch plötzlich kommt ihr in den Sinn, ihr Mann könnte bei diesem Hundewetter vielleicht bei einem seiner Freunde über Nacht geblieben sein. Sie fliegt ans Telephon. „Fräulein, könnte ich 5 Telegramme aufgeben? Alle mit demselben Text.“ — „Ja, bitte,“ gibt das Telephonfräulein zurück, „Sie können diktieren.“ — Dann schreiben Sie bitte: „Übernachtet Hans Franz bei Ihnen?“

Darauf gibt Emilie noch die 5 Adressen der 5 Freunde ihres Gatten an und setzt sich erleichtert aufs Sofa.

Plötzlich geht die Türe auf. Hans Franz tritt ein. Er habe unterwegs eine bösertige Panne gehabt.

Man setzt sich zu Tisch. Emilie ist froh und glücklich, daß sie ihren Hans Franz heil und ganz wieder bei sich weiß, und noch froher und glücklicher, daß er das verschmorte Nachtmahl ohne zu schimpfen über sich hat ergehen lassen.

Jetzt läutet's. — Der Telegrammträger! Gleich 5 Telegramme bringt er. Die 5 Freunde antworten prompt, „ja“ der erste, „ja“ der zweite und „ja“ die drei andern.

Richtige Auskunft.

Fünf Minuten vor Abfahrt des Zuges. Ein Reisender vermißt seinen Schirm und erinnert sich, daß er ihn im Bahnhofshotel vergessen hat. „Laufen Sie schnell ins Hotel zurück,“ entsendet er den Boy, „Zimmer 354, und sehen Sie nach, ob mein Regenschirm da steht. Soviel ich weiß, hab' ich ihn links neben die Tür hingestellt.“

Der Boy enteilt. Drei Minuten später kommt er atemlos ohne den Schirm zurück. „Sie haben vollständig recht“, hält er strahlend die Hand auf. „Der Schirm steht tatsächlich oben, links neben der Tür...“

Bereinfachtes Verfahren.

Steward: „Herr Baron, soll ich Ihnen das Frühstück hier an Deck servieren?“

Seekrankter Passagier: „Supp... Werfen... Sie... hupp... es lieber gleich über Bord!“